

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

41 (8.10.1858) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 41. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 8. Oktober 1858.

Das Kreuz an der Linde.

(Schluß.)

VI.

Am andern Morgen jedoch fand sich Max auf derselben Stelle mit dem gleichen Wunsche wieder. Es war noch ziemlich frühe und ein starker Nebel, der über dem Thälchen lag, ließ nur die groben Umrisse der Mühle erkennen. Als Max einige Minuten dagestanden hatte, glaubte er Schritte den Mühlweg herabkommen zu hören. Wichtig es war so. Gleich darauf begann eine angenehme Mädchenstimme auf eine jener rührenden schwäbischen Weisen zu singen:

Es blüht' ein Röslein an dem Bach,
Es war das schönste Röslein,
Ein Jäger kam und brach es, ach!
Steckt an den Hut das Röslein.
Und als es welket und verblüht,
Da warf er hin das Röslein,
Der Jäger oft vorüberzieht,
Vergaß das schönste Röslein.

Das Lied hatte Max im Innersten angeregt und als die schöne Sängerin, es war des Müllers junge Magd, bei ihm angekommen war, war es sein Erstes zu fragen: „Anneli, ist der Müller zu Hause?“ Das Mädchen erklärte ihm, der Müller sei vor ungefähr einer Viertelstunde nach Echterdingen gegangen, von wo er noch jedesmal spät heimgelehrt sei; sie bemerkte noch schallhaft lächelnd, er solle nur hinaus gehen, ein solch fremder Herr werde nicht unangenehm seyn. Damit ging sie davon und Max, fest entschlossen, kief der Mühle zu. Hier stieg er die alte Treppe hinauf; Niemand kam ihm entgegen wie sonst. Er trat in die Stube ein; keine Seele war darin. Erst nachdem er einige Mal in der Stube auf und abgelaufen war und seine Büchse etwas unfaßt auf den Boden gelassen hatte, trat die Müllerin leisen Schrittes und mit verweinten Augen aus der Kammer. Bei dem Anblicke des Jägers that sie unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Bleibt, Mütterchen,“ rief ihr Max zu, „ihr werdet euch doch nicht vor mir fürchten; ich habe euch ja Nichts zu Leide gethan.“

„Mir nicht,“ antwortete die Müllerin, „aber meinem Kinde habt ihr durch eure Falschheit das Herz gebrochen; habt nicht geruht, bis ihr sie mit eurem Geschwätz von Liebe berückt hattet und als ihr euren Zweck erreicht habt, laßt ihr sie sitzen und fragt nicht darnach, ob sie vor Liebe krank wird oder stirbt.“

„Aber, mein Gott,“ entgegnete Max bestürzt, „ich dachte, die Braut eines Andern dürfe ich nicht mehr besuchen. Aber, Mutter! sagt mir, wo sie ist, ist sie krank? Wollt ihr sie mich nicht noch einmal sehen lassen, daß ich ihr mein Unrecht abbitte?“

Die Müllerin wies stumm nach der Kammerthür, indem ihr aufs Neue Thränen in die Augen traten. Ahnungsvoll trat Max hinein. Röschen, das jüngst noch blühende Kind lag krank im Bette, die Rosen auf ihren Wangen waren verblichen, geisterbleich sah ihr Gesichtchen aus den Kissen und die Lillienarme hingen schlaff herunter.

Bei seinem Erscheinen schrak sie zusammen. „Max,“ hauchte sie zärtlich, und dieser stürzte an ihr Bette, küßte ihre Hände

und fragte sie mit weicher Stimme, ob sie ihm vergeben könne. Röschen hatte sich ausgerichtet, statt aller Antwort schloß sie ihn zärtlich in ihre Arme und küßte ihn. Sie lächelte durch Thränen und scholt ihn, wie er sein treues Mädchen so ganz habe verlassen können. Sie sagte ihm, sie sei recht unglücklich gewesen, als er gar Nichts mehr von sich habe sehen und hören lassen und zuletzt sei sie krank geworden.

Max erzählte ihr nun, wie er erst nur gezweifelt habe, zuletzt aber ganz irre geworden sei, als er gehört habe, daß sie ihre Hand dem jungen Mejer reichen wolle, und, immer noch ungläubig, sagte er: „Aber Röschen, bist du denn nicht meine Verlobte? Er hat es doch selbst behauptet und ich sahe ihn an jenem Tage aus eurem Hause gehen.“

Aber Röschen belehrte ihn, wie sie ihm immer treu geblieben sei. Zwar sei Mejer da gewesen und habe um sie geworben, aber ihr Vater habe, weil er Widerstand von ihrer Seite fürchtete, eine Bedenkzeit von acht Tagen festgesetzt, nach welcher Zeit sich Mejer eine bestimmte Antwort holen könne. Seitdem habe nun sie und die Mutter den Vater mit Bitten bestürmt und endlich so weit gebracht, daß er heute selbst auf die Filder hinausgegangen sei, um dem Mejer abzusagen.

Das waren Worte des Trostes für unsern Max, der nun beschämt gestand, welchen Zweck er der Reife des Müllers untergelegt habe, wofür er mit mehreren Küffen abgestraft wurde. Schließlich wurde ausgemacht, daß, da Max innerhalb vierzehn Tagen als Förster nach Waldenbuch beschieden war, er gleich heute Abend noch kommen und um ihre Hand werben solle, denn man müsse das Eisen schmieden, so lange es heiß sei.

Demgemäß erschien Max am Abend wieder in Begleitung Holders, der seine Freude an dieser Mission nicht bergen konnte. Auf Röschen hatte die Erscheinung ihres Geliebten eine heilsamere Wirkung hervorgebracht als alle Salben und Pillen sämtlicher Doktoren und Quackalber vermocht hätten. Sie sah bleich und mit verbundenem Haupte, aber seelenvergnügt an der Seite ihrer Mutter.

Der Müller staunte nicht sonderlich, als Holder den Antrag zu Gunsten seines Freundes vorbrachte, desto mehr aber und freudiger erstaunte Max, als der Müller ohne Weiteres einwilligte.

VII.

Daß der Jäger Max und des unteren Müllers Röschen ein Paar sei, erscholl bald im umliegenden Lande, und die Leute schauten ihnen, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, neugierig nach, als sie am folgenden Sonntage mit einander auf die Filder wanderten, um Röschens Oheim zu besuchen. Sie waren beide heiter und vergnügt und Max gestand, daß dieß der schönste Tag seines Lebens sei.

Aber, — sagt das Sprüchwort — am guten Tag sieh dich nach Unglück um.

Des Mejers Philipp hatte es gewaltig geärgert, daß er einem armen Jägerburschen weichen mußte; er hatte demselben grimmige Rache geschworen, die nicht lange auf sich warten ließ.

An eben diesem Sonntage war er mit mehreren seiner rohen Kameraden nach Plattenhardt heraufgekommen, wo sie schon den ganzen Mittag im Wirthshause zechten und lärmten. Mejer hatte

Röschen mit ihrem Verlobten im Vorübergehen gesehen und erfahren, wohin sie gingen. Das schien willkommene Gelegenheit, seine Rache auszuführen.

Mit einbrechender Nacht verließ er in Gesellschaft seiner Gesellen das Wirthshaus, nachdem er diesen vorher seinen Plan mitgetheilt hatte, und die sich schon im Voraus freuten, den Jäger tüchtig durchzuprügeln.

Wo sich zwei Feldwege kreuzten, warteten sie auf das Paar, denn hier mußten sie vorüberkommen, da sonst kein anderer Weg zum Orte von jener Seite führte.

Als Mar, sorglos mit Röschen scherzend, nur noch wenige Schritte entfernt war, sprangen sie mit wildem Geschrei auf ihn zu. Er hatte kaum noch Zeit, seinen Hirschfänger zu ziehen, so war er schon rings von seinen Feinden umgeben. Röschen war ohnmächtig zu Boden gesunken. Mar stellte sich vor sie hin und vertheidigte sich nach allen Seiten mit dem Muth der Verzweiflung. Bereits hatte er Einen niedergestreckt, als er, durch einen Messerschnitt in den Rücken verwundet, auf seine ohnmächtige Geliebte niederfiel. Sogleich stürzten sie sich auf ihn und stachen blindlings nach dem Verwundeten, so daß sie sich unter einander selbst verwundeten. —

Holder war etwas später, nach dem Abgange Mejers und seiner Kameraden auch in das Wirthshaus gekommen. Dort hatte ihm der Wirth in die Ohren geraunt, daß die Bursche mit seinem Freunde nichts Gutes vorhätten, denn sie hatten allerlei Drohungen verlauten lassen. Sogleich eilte Holder davon, denn ihm ahnte Furchtbares.

Als er über die Wiesen hinunter lief, vernahm er verworrenes Geschrei; er strengte alle Kräfte an, mit blanker Waffe lief er so schnell ihn seine Füße trugen; sein Hund blieb ihm mit mächtigen Sprüngen zur Seite. Jetzt war er auf dem Platze; die Mörder ergriffen die Flucht. Mit einem Einzigen Blicke überfah Holder die gräßliche That. Er stürzte auf seinen Freund. „Mar!“ rief er mit herzerreißender Stimme, aber sein Freund antwortete nicht mehr, eben hauchte er seine Seele aus.

Während vor Schmerz sprang Holder wieder auf; nur einige Schritte weiter, hatte sein Hund Einen zu Boden gerissen. Er rief dem Hunde zu, abzulassen. Sogleich rannte dieser davon, den beiden Andern nach, die einen ziemlichen Vorsprung hatten. Aber jetzt raffte sich der zu Boden Gerissene wieder auf und lief mit aller Macht. „Halt, Schurke!“ rief ihm der nacheilende Holder zu, aber der Kerl kehrte sich nicht daran. „So fahr hin,“ schrie der Jäger wieder, indem er ihn eingeholt, den Hirschfänger in den Rücken stieß. Nechzend sank der Betroffene zusammen; Holder beugte sich über ihn, und sah beim Scheine des Mondes in das wuthentstellte Gesicht des jungen Mejers. Mit einem Fluche verschied der Mörder.

Der Jäger rief seinen Hund zu sich und kehrte zum Kreuzweg zurück. Jetzt erst untersuchte er Alles aufs Genaueste. Mar war todt und die Leiche eines der Mörder lag zu seinen Füßen. In dem Mädchen glaubte er noch etwas Leben zu bemerken.

Weinend sah er bei den Leichen und verwünschte den Unstern, daß er gerade ein paar Minuten zu spät kommen mußte. Röschen hatte einigemal Athem geholt, sie nahm er auf seine Arme und trug sie hinauf ins Dorf, zu der Schwester ihrer Mutter. Dann kehrte er mit vielen Leuten zurück, welche der jähe Schreck zusammengerufen hatte. Man lud die drei Leichen auf einen Wagen und führte sie unter lautem Jammer ins Dorf.

Röschen hatte zwar mehrere Wunden, aber keine tödtliche empfangen und der Arzt tröstete die tiefbetrübten Eltern, daß ihre Tochter nicht sterben werde. Als aber das unglückliche Mädchen aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte, war ihre erste Frage, was aus ihrem Geliebten geworden sei. Ihre Mutter wollte sie zwar die fürchtbare Wahrheit nicht wissen lassen, allein Röschen er-

rieth Alles aus der bekümmerten Miene der Mutter und ließ nicht mit Fragen ab, bis sie das ganze Unglück wußte. Aber das Gewicht dieser Nachricht erdrückte sie. Ihre Krankheit verschlimmerte sich zusehends und bald war das vor Kurzem noch blühende Mädchen eine Leiche.

Zum Andenken an die gräßliche That wurden auf dem Platze an dem Kreuzweg drei große steinere Kreuze aufgerichtet. Dort sah man oft den alten, treuen Holder an eines der Kreuze gelehnt, traurig stehen, er weihete manche Thräne dem Andenken seines einzigen Freundes. Bald nach der Geschichte ließ er sich in eine andere Gegend versetzen.

Die Sage meldet, daß zwei der Kreuze, als Andenken an Mörder in den Boden gesunken seien, so viel ist gewiß, daß heutzutage nur noch Eines der Kreuze an einer Linde, die auf die kleine Erhöhung gepflanzt wurde, an die schauerliche Begebenheit erinnert.

Der unerwartete Zeuge.

Bei meinem letzten Besuche des Mississippi kam ich an einem schönen Herbstabende nach dem Dorfe Deepwoods, wohin ich von Moody Creek aus aufgebrochen war. Das Wirthshaus war voll Leute und ich hörte, es sei Gerichtsitzung. An dem oberen Ende der Tafel saßen die Richter und ein halbes Duzend Advokaten, die Landschaftsbeamten und zahlreiche Zuhörer. Ich hatte mit einem Kaufmanne, Namens Lando Wallace, in dem Orte Etwas zu thun und machte mich nach seinem mir bekannten Geschäftslokale auf. Ich fand es jedoch fest verschlossen und wandte mich deshalb seiner Privatwohnung zu. Ich pochte, eine Schwarze öffnete. Auf meine Frage, ob Mr. Wallace zu Hause sei, sah sie mich zuerst eine Weile an und brach dann in Thränen aus.

„Zu Hause seyn, aber Master todt,“ schluchzte sie.

Darauf hörte ich von ihr, daß er Tags zuvor ermordet worden und morgen darüber Gericht gehalten werden solle. Unter solchen Umständen wollte ich die Familie nicht stören und, nachdem ich mir einige Umstände von der Negerin hatte sagen lassen, kehrte ich nach dem Wirthshause zurück, um mich dort näher zu erkundigen. Dort vernahm ich zwar einige Gerüchte, die mir jedoch nicht klar wurden, und mußte mich deshalb bis zum nächsten Tage gedulden, um eine Einsicht in die Sache zu gewinnen. Obwohl der Mord erst kürzlich geschehen und der Leichnam noch nicht beerdigt war, so sollte die Sache gleich verhandelt werden, weil der Gerichtshof zu den Vierteljahrssitzungen versammelt und ein Angeklagter und Zeugen vorhanden waren.

Als ich am nächsten Morgen in den Gerichtssaal trat, kam die Sache gleich vor. Der Angeklagte war ein Mann von nicht mehr als 25 Jahren, Namens Edward Demarton. Er war mehrere Jahre hindurch Commis bei Wallace gewesen und galt für einen geschickten jungen Kaufmann. Ich hatte mit ihm zu thun gehabt und ihn lieb gewonnen. Er war von zartem Wuchse, hübsch und besaß den Stolz seines Landes, der ihm Festigkeit und Würde verlieh, ohne ihn hochmüthig zu machen. Er war eine Waise, von französischer Abkunft und in New Orleans geboren und erzogen.

Ich konnte ihn deutlich sehen. Er war bleich und schien viel zu leiden, sah aber nicht wie ein schuldiger Mann aus. Ich glaubte auch nicht, daß er einen Mord begangen habe; dazu war er zu brav und ehrenhaft.

Endlich fing das Gericht an. Die Zeugen machten ihre Aussagen und mir sank das Herz, als ich hörte, wie viele Umstände gegen ihn sprachen. Es war erwiesen, daß er Wallace's Nichte zu heirathen beabsichtigte und daß der Onkel sich Dem widersezt hatte. Daraus war ein Streit entstanden und Demarton hatte den Dienst seines Herrn verlassen. Es war ferner erwiesen, daß

er Wallace zum Duell herausgefordert und der Letztere es nicht angenommen hatte, weil er sagte, er könne sich nicht mit Jemandem schlagen, den er als seinen Sohn betrachte. Ferner wurde ausgesagt, daß Demarton darüber wüthend geworden und fluchend geäußert hätte: „Mr. Wallace solle sich entweder mit ihm schlagen oder die Folgen erleiden, denn er sei entschlossen, sich Genugthuung zu verschaffen.“

Am Morgen der Ermordung ritt der Kaufmann nach Dantonville, eine halbe Stunde nachher nahm der Angeklagte ein Pferd und sagte: „er würde Mr. Wallace bald einholen.“ Dann fügte er hinzu, was drei Zeugen gehört hatten: „Ich kann meine Sache so gut auf der Straße nach Dantonville als anderswo abmachen.“ Das war um sechs Uhr Nachmittags. Um neun Uhr kam ein Mann, Namens Harold, des Weges, stieß auf Landor Wallace's Leiche und sah in demselben Augenblicke Edward Demarton von der Stelle hinwegreiten. Im Mondschein erkannte er ihn deutlich. Er sprang vom Pferde, fand den Kaufmann besinnungslos, aus mehreren tiefen Wunden blutend, und dabei ein Bowiemesser mit Silbergriff, welches dem Angeklagten gehörte. Das Messer war mit Blut bedeckt und die Aerzte erklärten, daß die Wunden von demselben herrührten. Auch sah man einen Schlag an dem Kopfe, der allein tödtlich war. Harold war ein wüster Gesell, groß, breitschulterig, gegen 40 Jahre alt, mit düstern, rauhen Zügen und sah ganz wie ein Schurke aus. Die Verteidiger wiesen auch nach, daß Harold Zwistigkeiten mit dem Angeklagten gehabt und diesem Rache geschworen habe. Dies kam jedoch wenig in Betracht.

Die Sache schien zu deutlich gegen den Angeklagten zu sprechen. Er hatte den Ermordeten herausgefordert und ihm Rache geschworen, war ihm gefolgt, man hatte ihn sagen hören, er wolle seine Sache mit ihm auf der Landstraße abmachen, sein blutiges Messer lag bei dem Ermordeten und seine Kleider und Hände waren voll Blut gefunden worden.

Endlich ließ man Edward Demarton zum Worte. Er war bleich, aber seine Stimme fest. Er rief zuerst Gott zum Zeugen, daß er die Wahrheit spreche. Dann sagte er, er habe den Nachmittag vor dem Nordtage mehrere Stunden bei Wallace zugebracht und der Streit zwischen ihnen sei beigelegt worden. Der Kaufmann habe ihm erklärt, weshalb er seine Einwilligung verweigert habe. Sein Bruder habe ihm die Verpflichtung auferlegt, seine Tochter nicht vor ihrem zwanzigsten Jahre heirathen zu lassen.

„Wir schlichteten Alles und Master Wallace fragte mich, ob ich in seinen Dienst zurückkehren wolle. Ehe ich darauf antworten konnte, trat Jemand ein, der Wallace zu sprechen hatte. Ich sagte ihm darauf, ich müsse nach Dantonville und werde nach meiner Rückkehr bei ihm vorkommen. Er erwiderte, auch er müsse dahin und bat mich, ihn dort aufzusuchen. Darauf hatte ich Geschäfte am See und als ich zurückkam, hörte ich, daß Wallace seit einer halben Stunde fort sei. Ich ließ sogleich mein Pferd satteln und sagte beim Aufsteigen die Worte, welche die Zeugen aussagten. Ich meinte sie scherzhaft, da unser Streit ja freundschaftlich ausgeglichen war. Ich ritt fort und fand nach etwa zehn Meilen Master Wallaces Pferd am Wege stehen, weiter ablag der Kaufmann in seinem Blute. Ich sprang herab und kniete neben ihm nieder. Ich richtete sein Gesicht auf, rief seinen Namen, er war noch warm, aber das Leben schien entflohen zu seyn. Dadurch wurden meine Hände und Kleider voll Blut, aber daran dachte ich nicht. Ich hatte nur fortzusprennen und Hülfe zu holen. Man hat gefragt, warum ich nicht nach Dantonville ritt, das nur eine halbe Meile weit war. Daran dachte ich jedoch nicht, sondern mein Instinct trieb mich nach Hause. Nach vier Meilen schnellen Galopps fiel mein Pferd und gleich darauf wurde ich von Harold und einem andern Manne wegen Mordes ver-

haftet. Was das Messer betrifft, so gehörte es mir allerdings, war mir aber an diesem Tage gestohlen worden.“

Nach dieser Rede setzte sich der Jüngling und der Richter schüttelte den Kopf.

„Jeder kann eine solche Geschichte erfinden, um die Geschworenen zu täuschen,“ sagte er, „aber Niemand wird sie glauben, wenn solche Umstände vorhanden sind.“

Kurz, es schien keine Hoffnung für den jungen Mann da zu seyn. Obgleich die Zuschauer ihn bemitleideten, schüttelten sie die Köpfe, als er seine Unschuld betheuerte.

Der Richter hatte resumirt, die Zeugenaussage gegen den Gefangenen geschärft und die Geschworenen wollten sich eben zurückziehen, als eine Bewegung an der Thür entstand und gleich darauf ein junges Mädchen mit flatterndem Haar in den Gerichtshof stürzte und mit flammenden Augen und wogendem Busen hereintrat. Es war Isabelle Wallace. Sie war ein schönes Mädchen, mit edlen regelmäßigen Zügen, herrlichen, vollen Formen, und die Leidenschaft machte sie noch schöner. Einen raschen Blick nach dem Angeklagten werfend, wandte sie sich zu dem Richter und rief:

„Ist er schon verurtheilt, Herr? ist er für schuldig befunden?“

„Noch nicht, aber es wird bald geschehen,“ erwiderte der Richter, sein Erstaunen beweisend.

„O, er ist unschuldig, er ist unschuldig!“ rief das schöne Mädchen, „er ist kein Mörder! Gerichtsdienner, ergreife Harold und laßt ihn nicht entweichen, rasch, rasch!“

Als das Mädchen eintrat, hatte sich Harold nach der Thür hin bewegt und bei ihren letzten Worten suchte er hinauszuflüchten, ein starker Matrose hielt ihn jedoch fest, bis der Sheriff heranlam. Er wollte sich nicht gefangen geben, ein Paar Handschellen machten ihn jedoch bald unschädlich und er wurde zurückgebracht.

„Jetzt,“ fuhr das Mädchen, zu dem Richter gewandt, fort, „habt die Güte und sendet zu meinem Oheim, seine Aussagen aufzunehmen. Er lebt!“

Bei diesen Worten sprang Edward Demarton auf und stieß einen Freudenschrei aus; sein Gefühl war jedoch zu heftig, er sank ohnmächtig zurück. Nachdem er wieder zu sich gekommen, erklärte Isabelle, was sich ereignet hatte. Sie sagte, zwei Aerzte seien mit ihrem Oheim beschäftigt, er sei aus einer Bethargie erwacht, hätte sein Bewußtseyn wieder erlangt und wolle den besugten Beamten sagen, wer ihn angefallen habe.

Der Hof wurde sogleich verlagert und der Richter begab sich selbst mit drei Juristen und dem Vormann der Geschworenen nach des Kaufmanns Hause. Die Aerzte erklärten, er könne nicht mehr lange leben, und die Beamten setzten sich sofort um das Bett des todtwunden Mannes. Er bestätigte, was Demarton über die Beilegung ihres Zwistes und die Absicht seines Rittes nach Dantonville gesagt hatte. Er hatte eine Brieftasche mit 5000 Dollars bei sich. Es dunkelte, als er fort ritt, der Mond schien jedoch. Als er den Wald erreicht hatte, holte ihn Harold ein. Er fürchtete diesen Menschen, denn derselbe hatte ihn das Geld in die Brieftasche paden sehen, deshalb faßte er nach seinem Pistol, ehe er es jedoch ziehen konnte, gab ihm Harold einen Schlag, nach dem er vom Pferde sank, dann erinnerte er sich, daß der Schurke mehrere Male nach ihm gestochen und ihm die Brieftasche entrißen habe. Mehr konnte er sich nicht erinnern. Diese Aussage wurde zu Protokoll genommen und die Aerzte bezeugten, daß der Kranke völlig bei Sinnen sei.

Dann wurde die Gerichtsverhandlung wieder aufgenommen und Edward Demarton sogleich von den Geschworenen freigesprochen. Die Zuschauer brachen darüber in lauten Jubel aus, dem der Richter nicht Einhalt zu thun vermochte.

Gleich darauf wurde Harold angeklagt und verurtheilt. Als er sah, daß er verloren sei, gestand er die That und den Raub. Er wußte, daß Demarton nach Dantonville reiten würde, und stahl das Messer des jungen Mannes, um den Verdacht auf Diesen zu lenken.

Mr. Wallace lebte bis zum nächsten Nachmittage. Vor seinem Tode legte er die Hand seiner schönen Niichte in die Edward Demarton's und bat sie, in seinem Hause fortzuleben. Er hatte keine Kinder, Isabelle erbte sein Vermögen, er bestimmte jedoch, daß Edward es verwalten und das Geschäft fortführen solle. Der Verlust ihres geliebten Oheims versetzte Isabelle zwar in tiefe Trauer, die sie jedoch nicht verhinderte, sich freudig an dem Gedanken zu weiden, daß der Geliebte ihr so wunderbar erhalten worden, und Beide lebten nach ihrer Verheirathung außerordentlich glücklich.

Eine Phantasie-Reise im Weltall.

(Fortsetzung.)

Was beginnen wir auf dem Monde?

Wir müssen also auf menschliche Unterhaltung im Monde gänzlich verzichten und so gut es geht, uns anderweitig erbauen, und da wir aus Mangel an Luft vollständig taub sind, so wollen wir wenigstens Hände und Beine, die einzigen Organe, die sich möglicherweise hier heimathlich fühlen können, nach Herzenslust verwenden.

Und dies gelingt gar prächtig.

Vor Allem fühlen wir uns so leicht, daß wir uns eher wie Vogel als wie Menschen vorkommen. Die Anziehungskraft auf der Oberfläche des Mondes ist an fünfmal schwächer als die auf der Erdoberfläche. Unsere Glieder können wir daher mit einer Leichtigkeit heben, die uns wahrhaftig wie eine Fabel vorkommt. Wäre es nur möglich, hier Musik zu machen — ohne Luft giebt's auch keine Musik — so würden wir tanzen und Sprünge machen, daß selbst Vespa über diese unsere Poesie der Beine den Kopf verlieren müßte. Jeder von uns, der unten auf Erden mit einem Satz auf einen Tisch springen könnte, springt mit gleich leichter Anstrengung auf einen kleinen Hügel von 20 Fuß Höhe. Wenn wir unsere Kinder herabschicken könnten, um zu turnen, so würden sie mit einer Schnelligkeit Räder schlagen, daß man sie für Lokomotiven ansehen könnte. Kopfstehen ist hier ein Privatvergnügen, denn das Blut wird so wenig nach unten gezogen, daß man erst recht bei Sinnen ist, wenn man die Beine zum Himmel streckt. Einen Nebenmenschen in die Tasche stecken und mit ihm davon laufen ist eine Kleinigkeit, denn er wiegt hier nur so schwer, wie da unten dreißig Pfund. Berge besteigen ist hier ein Spaß und obwohl wir keinen Oesen hier haben, so vermuthen wir doch, daß hier oben kein solcher vor einem Berge stehen zu bleiben braucht.

Was das Gehen betrifft, so müssen wir leider sagen, daß unsere Beine viel zu kurz sind, um recht auszuholen zu können. Wir setzen mit Leichtigkeit über einen Abgrund, der zwanzig Fuß breit ist. Beim Laufen schweben wir fast und wären hier nicht gar zu unmäßig hohe Gebirge, so könnten wir in wenigen Tagen von einem Ende des Mondes zum andern laufen.

Unter solchen Umständen könnte man sich freilich einbilden, daß es auf dem Monde ein wahrhaft himmlisches Leben gebe. Sind die Glieder unseres Leibes an fünfmal leichter als auf Erden, so folgt daraus, daß wir an einem Tage fünfmal soviel verrichten können, als auf unserem irdischen Wohnsitz und deshalb auch wahrscheinlich fünfmal weniger Ruhe und Schlaf bedürfen, um uns zu stärken. Allein wie alles in der Welt auch seine Schattenseite hat, so ist es auch hier der Fall. Was hilft es uns, daß die Anziehung des Mondes uns fünfmal weniger schwer macht als die der Erde und darum unsere Arbeitsfähigkeit um fünfmal steigert, wenn der Tag auf dem Monde volle zwei Wochen dauert, also die Zeit der Arbeit vierzehnmal länger ist als auf Erden!

Wolle zwei Wochen? —

Ja, volle zwei Wochen und sogar noch achtzehn Stunden drüber! Der Mond nämlich, davon überzeugen wir uns hier vollkommen, dreht sich nicht in vierundzwanzig Stunden um seine Axe. Wenn man will, kann man fast sagen, er mache gar keine eigentliche Umdrehung. Er läuft, wie man das längst weiß, in ungefähr einem Monat in einem großen Kreis um die Erde, deren fester treuer Begleiter er ist. Bei diesem Umlauf wendet der Mond immer und ewig nur die eine Hälfte zur Erde; wie die andere Hälfte des Mondes ausfieht, das hat noch kein Menschentind gesehen. Er gleicht jenen unterthänigsten Dienern großer Herren, die diesem stets das Gesicht zulehnen und niemals den Rücken zeigen. Während die Erde

sich täglich umdreht und deshalb vom Monde aus von allen Seiten gesehen werden kann, geht der Mond um die Erde, als ob er auf einer Stange angepießt wäre und läßt sich von den Erdbewohnern stets nur von der einen Seite besehen. Hierdurch aber erwächst ihm die große Unbequemlichkeit, daß er seinen ganzen Umlauf um die Erde vollenden muß, um sich von der Sonne von allen Seiten beleuchten zu lassen, und da dies an 29 1/2 Tag dauert, so ist ein Tag und eine Nacht auf dem Monde beisammen so lang, wie 29 Tage und 29 Nächte auf der Erde sind. — Und das ist wirklich langweilig!

Einen Tag von 14 Tagen und 18 Stunden Länge ließe man sich noch gefallen; aber eine Nacht, die ebenso lang ist und auf einem Wohnsitz, wo es keine Mastenbälle, kein Theater, keine Bierhalle, ja nicht einmal eine Nachtdrosche giebt, da ist es nicht auszuhalten.

Was fangen wir in solcher Nacht an? Nun wir schwärmen! Zwar nicht wie Verliebte im Mondschein, denn wir sind auf dem Monde; aber dafür im Erdschein, und der ist wahrhaftig nicht übel. —

Im Gegentheil, es ist ein herrlicher himmlischer Anblick! Wenn wir auf dem Monde Nacht haben, so stehen wir zwischen Sonne und Erde und sehen diese, die Erde aus's prächtigste im Sonnenlicht glänzen. Die Erdscheibe ist von hier gesehen so groß, daß sie an 14mal größer erscheint als der Mond auf Erden. Dabei dreht sich diese Erde in einer Mondnacht 14mal in der Runde. Wir sehen sie also von hier als ein mächtiges milde leuchtendes Gestirn, das viel pompöser ausfieht als die Sonne. Dies Gestirn ist so freundlich, unsere Nächte zu erhellen und beim Umdrehen auch alle Abwechslungen zu bieten, die die Erdugel in ihrer Verschiedenheit an Land und Wasser zeigt. Regt aber schon der Mondschein zum Schwärmen an, wieviel mehr muß das der Erdschein thun, und darum — wollen wir ein klein wenig Schwärmerei betreiben. (Fortsetzung folgt.)

Narkotische Genüsse.

Die Kaffeeblätter werden auf der Erde als Aufgussgetränk von zwei Millionen Menschen benutzt; den Paraguay- oder Mate-Thee trinken 10 Millionen, eben so viel Continenten hat die Coca; die Cichorie trinken entweder rein oder mit Kaffee gemischt 30 Millionen; 50 Millionen genießen den Cacao entweder als Schokolade oder in anderer Form; Kaffee wird von 100 Millionen getrunken und ebenfalls 100 Millionen kauen Betel oder seine Surrogate; 400 Mill. Menschen rauchen Opium; 500 Millionen trinken chinesisches Thee. Alle bekannten Völker der Erde endlich sind dem Gebrauche des Tabaks ergeben, meist rauchend, dann denselben schnupfend und laudend. Sämmtliche genannte Substanzen gehören nun zu den narkotischen Genussmitteln und haben erfahrungsmäßig keine direkte Ernährungsfähigkeit. Die abnormen Krankheitserscheinungen der Neuzeit werden von Kundigen damit in Zusammenhang gebracht; Freiherr v. Vibra hat sie gegenwärtig einer genauen Analyse unterworfen.

Die Polka

stammt, wie der Walzer, aus Böhmen, aus der Umgegend von Gitschin. Den Namen Polka erhielt dieser Tanz wegen des in ihm vorwaltenden Halbschrittes (Polka heißt auf Böhmisches die Hälfte). Von Gitschin kam die Polka nach Prag. In Wien wurde sie zuerst 1839 durch die Musikbände des Prager Scharschützenkorps, unter Leitung des Herrn Bergler bekannt; in demselben Jahre erschien in Wien der erste Tanz dieses Namens unter dem Titel: „Bergler-Polka.“

Sprüche.

- + Er ist Doctor, Sie ist Meister.
- + Hiens' man alle Diebe beuer,
Die Galgen würden theuer.
- + Es schlägt nicht immer ein, wenn es donnert.

Goldföner.

- *. Such solche Freuden auf, die still dein Herz beseelen,
Und, wenn du sie gefüßt, dich nicht mit Reue quälen.
- *. Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth.

Charade.

Die ersten zwei kannst Du finden
Dort am Himmel, aber auch im Wald
Und in Städten mit den Finstern;
Die Letzten brauchen oft Gewalt.
Des Ganzen aber Hauptbestreben
Ist, nur ein einziges Jahr zu leben.
Auflösungen der Räthsel in den vorigen Nummern:
Wallenstein.
Seele.

Rebiger, gedruckt und verlegt von Wils. Brandecker.